

Epochale Ordnung und kulturhistorische Forschung

oder: Francesco Petrarca fotografiert das Mittelalter und hinterlässt (auch)
der Kulturgeschichte ein hölzernes Pferd ...¹

von Lucas Burkart

Epochen gibt es bekanntlich nicht. Deswegen müssen Historiker sie erfinden. So handelte auch Francesco Petrarca, als er in Reden, Briefen und Büchern das Mittelalter als eine Epoche des kulturellen Verfalls erfand. Mit einer humanistischen Bildungsreform sollte, so der programmatische Erfinder, seine eigene Gegenwart die tausendjährige Dekadenz des Mittelalters hinter sich lassen, sie überwinden und zu den Höhen antiker lateinischer Sprache, Literatur und Kultur zurückfinden. Im Kontrast von mittelalterlicher Dunkelheit (*tenebrae*) und strahlendem Licht der Antike hat Petrarca nicht nur ein bis heute wirkmächtiges Bild hierfür gefunden, sondern damit auch eine Schwarz-Weiss-Fotografie von Geschichte geschossen.

Die Präzision, mit der Fotografie Momente einzufangen vermag nutzt auch Petrarca für seine Bildfindung. Dabei wählt er sorgfältig die ISO-Empfindlichkeit seines Films, Blende und Belichtungszeit; so kreiert er – mehr als es jede Fotografie vermöchte – ein Schwarz-Weiß-Bild beinahe ohne Grautöne. Dabei dient ihm gerade der scharfe Kontrast dazu, seine eigenen Anleihen bei der Kultur des – nicht nur christlichen – Mittelalters als das eigentlich bildgebende Verfahren verschwinden zu lassen. Denn das Licht fällt bei Petrarca natürlich nicht nur aus der wiedergewonnenen Klarheit der lateinischen Sprache und der antiken Autoren auf den Film, sondern auch aus arabischer Gelehrsamkeit sowie vom Himmel als (Licht-)Quelle und Ziel christlichen Heilsversprechens.

Doch Petrarca belichtet nicht nur den Geschichtsfilm geschickt, sondern hinterlässt der Geschichtswissenschaft damit auch ein Trojanisches Pferd: die historischen Epochen. Erstmals seit über 1000 Jahren deutet und ordnet Petrarca Geschichte wenn nicht außerhalb, so doch über den Deutungsrahmen christlicher Eschatologie hinaus. In der Antike sieht er eine Epoche eigenen Rechts, die nicht mehr nur dem Zeitalter *sub gratia* vorangeht und dieses präfiguriert. Er erblickt darin vielmehr das kulturelle Ideal, dem seine eigene Zeit nacheifern soll. Im Rückgriff auf die Antike formuliert er ein Programm, das – später von Coluccio Salutati – als *studia humanitatis* bezeichnet wird. Die humanistische Orientierung an Sprache, Geschichte und Kultur der Antike birgt zugleich eine enorme Dynamik, die eng mit der Vor-

¹ Um die hier erörterte Frage angemessen zu behandeln, wäre eine vergleichende Perspektive auf internationale Historiographien notwendig, was in der hier gebotenen Kürze leider nicht möglich ist. Die in diesem kurzen Essay formulierten Überlegungen beziehen sich auf die deutschsprachige Geschichtswissenschaft.

stellung eines Aufbruchs in die Zukunft, also mit Modernisierung verbunden ist. Hier werden Geschichte und Kultur als ein autonomes, in die christliche Religion und die mittelalterliche Kirche zwar integriertes, ihr aber nicht mehr bedingungslos unterworfenen Ordnungssystem gedacht; erstmals im Christentum wird der Wandel der Zeit kulturhistorisch und nicht mehr endzeitlich gedeutet. Knapp dreihundert Jahre später schließlich belegt Christoph Cellarius Petrarca's Geschichtskonzept mit einer Begrifflichkeit, die sich in ihren großen Zügen bis heute gehalten hat und drei Zeitalter ausmacht: Die Universalgeschichte teile sich, so Cellarius, in „*antiquam, medii aevi ac novam*“.

Doch beinahe so alt wie diese Vorstellung sind Unbehagen und Skepsis, die die Wissenschaft ihr gegenüber verspürt. Bereits der junge Leopold von Ranke nennt sie „eine Methode, die keinen Grund in sich hat und keinen Vorteil gewährt.“ Daran ändere, so Ranke, auch nichts, dass das Fach weitere Binnendifferenzierungen vornehme und neue, feiner gegliederte Epochenbegriffe schaffe. Erstaunlich daran ist, dass sich in Rankes eigenem Werk diese Kritik nur beschränkt niederschlagen scheint, titelt er doch etwa 1839 „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“. Ohne Zeitalter und Epochen scheint die Darstellung von Geschichte damals nur bedingt möglich.

Doch nicht nur bei Ranke zeigt sich, dass das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zu ihren eigenen Epochen ambivalent, um nicht zu sagen paradox ist. Diese Ambivalenz schreibt sich bis heute fort, ja sie hat sich aus guten Gründen sogar verstärkt. Die Diversifikation der Fachdiskurse trägt einerseits dazu bei, Epochenvorstellungen zu revidieren, weil diese Teilbereiche und -aspekte nicht mehr stimmig repräsentieren. Andererseits ist damit aber auch das Bedürfnis verbunden, dieselben, häufig neu untersuchten Bereiche und Aspekte in zeitliche und deutende Ordnungen zu integrieren, mit anderen Worten trotz kritischer Distanz weiterhin an der Verheißung historischer Epochen zu partizipieren. Die Gliederung der Geschichte wird damit feiner; längst ist etwa nicht mehr von einem Mittelalter, sondern von Früh-, Hoch- und Spätmittelalter die Rede.

Doch es geht bei der Verwendung von Epochenbezeichnungen nicht nur um genauere zeitliche Einordnungen, sondern um inhaltliche Ordnungsmodelle, Deutungskonzepte sowie deren historiographischen Wandel. Früh-, Hoch- und Spätmittelalter portionieren nicht nur eine tausendjährige Zeitdauer in drei etwa gleiche Teile, sondern sind Ausdruck einer historiographischen Betrachtung, die Geschichte als Aufstieg, Blüte und Verfall von Herrschaft versteht. Epochen teilen Geschichte nicht nur zeitlich ein, sondern deuten sie. Entsprechend ist mit der Veränderung von Forschungsinteressen zwangsläufig auch eine Veränderung von Epochenvorstellungen verbunden.

Die Skepsis gegenüber Epochen, die sich aus der fachlichen Binnendiversifizierung ergibt, findet ihre logische Fortführung in der interdisziplinären Orientierung der Geschichtswissenschaft während der letzten dreißig Jahre. Epochen sind dadurch zusätzlich unter Verdacht geraten. Denn in anderen Fächern folgen epochale Ordnungen sowohl chronologisch als auch thematisch anderen Mustern. In der Kunstgeschichte endet das Mittelalter seit Vasari mit der Malerei Giotto's, also um 1300, was für die Geschichte kein gängiger Vorschlag ist. Epochen sind mit

anderen Worten auch disziplinäre Ordnungen und korrespondieren nicht zwingend über die Fachgrenzen miteinander. Doch der Rückkopplungseffekt interdisziplinärer Kooperationen besteht nicht in der Adaption anderer epochaler Muster; es geht also weniger um Paradigmenwechsel als eher um die Destabilisierung disziplinärer Diskurse, wenn man sich Deutungsangeboten der Nachbarfächer aussetzt. Gerade für die Kulturgeschichte ist die interdisziplinäre Orientierung ja prägend. War das Verhältnis von historischer Wissenschaft zu historischen Epochen schon lange ambivalent, so die Konsequenz, fühlt sich die Kulturgeschichte in ihrer Skepsis gegenüber historischen Epochen auch aus ihrer interdisziplinären Profilierung in besonderem Masse bestärkt.

Doch die Skepsis entspricht eben nur der einen Seite eines ambivalenten Verhältnisses von historischer Wissenschaft und historischen Epochen; die andere Seite hat ihren Ausdruck stets in der Verwendung und Umdeutung tradierter sowie der Schöpfung neuer Epochen gefunden. Wie steht es aber hier um die Kulturgeschichte? Münden die vielfältigen thematischen, methodischen und theoretischen Impulse und Transformationen, die sich im Zug des *cultural turn* ausmachen lassen, auch in neue Epochenvorstellungen und -begriffe?

Vordergründig ist die Frage recht einfach zu beantworten. Sie lautet nein. Die letzte Epoche, die sich die Geschichtswissenschaft von der Beschreibung eines Untersuchungsfeldes bis hin zur institutionellen Einrichtung universitärer Lehrstühle geleistet hat, ist die Frühe Neuzeit, deren grosses F den Epochencharakter bereits unterstreicht. Als Errungenschaft der Kulturgeschichte kann sie kaum gelten. Reinhart Kosellecks „Sattelzeit“ als eine Phase beschleunigten Wandels im Jahrhundert von 1750 bis 1850 hat die Nobilitierung zur Epoche bereits nicht mehr geschafft. Zwar weist sie alle Merkmale einer Epoche auf, gilt aber dennoch als Phase, und einen Lehrstuhl für die „Geschichte der Sattelzeit“ gibt es meines Wissens an keiner Universität. Weshalb aber kriert die Kulturgeschichte keine neuen Epochen(-begriffe), angesichts dessen, dass ihr Beitrag an eine kritische Reflexion tradierter Geschichtsdeutungen und ihr Angebot neuer Sichtweisen auf Geschichte doch nicht zu bestreiten ist?

Die Ausrichtung der Kulturgeschichte an Problemen hat daran sicherlich ihren Anteil, und die Kulturgeschichte hat daraus sogar einen zusätzlichen Vorteil gezogen. Denn ein Zugang zu Problemstellungen eröffnet sich zunächst auch außerhalb epochaler Ordnungen, und diese lassen sich sogar über deren Grenzen hinweg untersuchen. In diesem Sinne frönt die Kulturgeschichte ausgiebig ihrer kritischen Skepsis gegenüber historischen Epochen; die Rekonstruktion lebensweltlicher Verhältnisse einer dörflichen Gemeinschaft in Baden von 1650 bis 1900 oder ritueller Handlungen junger Patriziersöhne als *rite de passage* im Sinn einer Konsolidierung gesellschaftlicher Verhältnisse im Florenz von 1380 bis 1500 können als Geschichtsdeutung nicht nur ohne eine epochale Einordnung auskommen, sondern ermöglichen in Längsschnitten zudem die Überschreitung tradierter Epochenordnungen. Die Problemorientierung ermöglicht damit transversale und transepochnale Analysen und eröffnet innovative Perspektiven auf die Geschichte.

Die Kritik ist damit zwar nicht aufgegeben, aber doch eher implizit. In diesem Sinn beherzigt die Kulturgeschichte den Spruch Lord Actons „*study problems not*

periods!“ nur vordergründig. Denn der Verzicht auf die explizite Formulierung eigener epochaler Ordnungen ist nicht als Absage an die Sinnhaftigkeit historischer Epochen als gedeuteter Geschichte zu verstehen; vielmehr zeigt sich hier der kritische Umgang mit historiografischen Konzepten als notwendiger Bestandteil kulturhistorischer Forschung. Die Kulturgeschichte vermag nicht mit Lord Acton zwischen Problem und Epoche zu wählen, sondern erhebt letztere selbst zum Problem, das stets und zwingend mit den thematischen Problemstellungen der eigenen Forschung verbunden ist. Diese wissenschaftshistorische (Selbst-)Reflexion der Kulturgeschichte hat aber gerade für die Verwendung von Epochen im Sinne historiografischer Darstellung Konsequenzen. Darauf hat Hans Blumenberg aufmerksam gemacht, wenn er schreibt, „dass der Abbau der Mythisierung historischer Handlungen und Ereignisse aus der Epoche ein methodisches Ordnungsmittel von zweifelhafter Zuverlässigkeit gemacht hat.“

Doch, so ist abschließend zu fragen, kann sich die Kulturgeschichte damit begnügen? Kann sie allenfalls sogar auf Epochen verzichten? Oder anders gesagt, ist die kritische Reflexion und Präsentation des Gegenstands sowie der eigenen Bedingungen seiner Erforschung ein befriedigendes Ergebnis der eigenen Arbeit? Für diejenigen, die dieser Arbeit nachgehen, wohl schon. Ihnen hat es lange Zeit auch kaum Probleme bereitet, dass die Kulturgeschichte ihre Qualität weniger an den Antworten bemisst, die sie gibt, als an den Problematisierungen, die sie zustande bringt, wie Ulrich Raulff vor knapp dreißig Jahren bereits bemerkte. Außerhalb der *scientific community* sieht sich die Geschichtswissenschaft aber mit ganz anderen Forderungen konfrontiert. Hier soll sie nicht Fragen aufwerfen und in kritischer Reflexion tradierter Vorstellungen zur allgemeinen Verunsicherung beitragen, sondern sie soll Orientierungen bereitstellen oder gar konkrete Anleitungen für Politik, Wirtschaft und Gesellschaft liefern.

Es ist sicherlich die Aufgabe der Geschichtswissenschaft, solchem Ansinnen widerspenstig zu begegnen; es nicht wahrzunehmen oder es gar kategorisch abzulehnen, ist aber nicht ratsam. Insofern ist die Kulturgeschichte dazu aufgefordert, darüber nachzudenken, welche Narrative von Geschichte sie jenseits ausgewählter Einzelfälle und Problemfelder eigentlich herzustellen vermag und welche Bedeutung sie dabei epochalen Ordnungen zuweisen will. Denn die geschilderte Ambivalenz lässt sich durch Problematisierung alleine nicht aufheben. Die Geschichtswissenschaft wird immer gefordert sein, ihre Darstellungen und Deutungen zeitlich zu verorten und Geschichte auch als epochale Ordnung zu verstehen und zu präsentieren; Historizität und Diskursivität sind nicht voneinander zu trennen. Die kulturhistorische Neukonfiguration von Epochen als Figuren gedeuteter Geschichte, wie Karlheinz Stierle formulierte, gilt es dabei aber weiter zu erproben. In diesem Sinn steht das hölzerne Pferd, das Francesco Petrarca mit der Erfindung historischer Epochen gezimmert hat, für die Kulturgeschichte noch vor den Mauern Ilions; noch ist nicht genau abzusehen, zu welchen (neuen) Figuren epochaler Ordnungen es führen wird, oder anders gesagt: In den Pferdebauch kulturhistorischer Epochenbildung dringt im Moment erst wenig Tageslicht ...